Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 38 (1967)

Heft: 7

Artikel: Entscheidung und Risiko

Autor: Bührig, Marga

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-807326

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FACHBLATT
FÜR SCHWEIZERISCHES
HEIM- UND
ANSTALTSWESEN

VSA

REVUE SUISSE
DES ETABLISSEMENTS HOSPITALIERS

Nr. 7 Juli 1967 Laufende Nr. 425

38. Jahrgang Erscheint monatlich

AUS DEM INHALT:

Richtlinien für Besoldungs- und Ferienansätze

Kleines Heim-ABC

Jahresversammlung der Zürcher und Basler Heimleiter

Briefe an die Redaktion

Umschlagbild: Die Zeit des Sommers ist da, Freunde, lasst uns die Ferien geniessen — so wir haben!
Aufnahme: Bruno und Eric Bührer, Schaffhausen

REDAKTION: Dr. Heinz Bollinger,
8224 Löhningen, Tel. (053) 6 91 50

DRUCK UND ADMINISTRATION: A. Stutz & Co.,
8820 Wädenswil ZH, Tel. (051) 95 68 37, Postcheck 80 - 3204

INSERATENANNAHME: Georges Brücher,
8590 Romanshorn TG, Tel. (071) 63 20 33

STELLEN-INSERATE: direkt an
Beratungs- und Vermittlungsstelle VSA,
Frau Charlotte Buser,
8008 Zürich, Wiesenstrasse 2, Tel. (051) 34 45 75

Entscheidung und Risiko

Unter diesem Thema fand im Tagungs- und Studienzentrum Boldern-Männedorf eine Tagung für Sozialarbeiter statt, zu der Boldern selber und ein Vorbereitungskreis von Sozialarbeitern einluden. Im Programm wurde die Problematik folgendermassen umrissen:

Der Sozialarbeiter steht ständig in der Spannung, dass er in seiner Arbeit Entscheidungen im Blick auf seinen Klienten zu treffen hat. Damit übernimmt er ein hohes Mass an Verantwortung und sieht sich zugleich inmitten eines Risikos gestellt. War die Entscheidung richtig? Welche Rückwirkung hat sie auf die Situation des Klienten? Welche auf den Sozialarbeiter selbst? Ist die Entscheidungsfreiheit des Klienten genügend gewahrt worden? Wie wird der Sozialarbeiter mit der je und dann aufbrechenden eigenen Unsicherheit fertig?

Wie an allen Tagungen auf Boldern war ein grosser Teil der Zeit dem Gespräch in verschiedener Form gewidmet: Podiumsgespräch mit Plenardiskussion zur Einführung ins Thema, Gruppenarbeit an Fallskizzen, die mit der Thematik in Beziehung standen, Gespräch über einen Bibeltext. Im Mittelpunkt stand das Referat von *Dr. med. H. K. Knoepfel*, Spezialarzt für Psychiatrie und Psychotherapie, mit dem Thema: «Mitfühlen und Helfen im Spannungsfeld der Entscheidung.»

Es ist selbstverständlich nicht möglich, den Gang einer anderthalbtägigen Tagung im einzelnen nachzuzeichnen, und es kann auch nicht erwartet werden, dass man festumrissene Ergebnisse weitergeben könnte. Das Thema ist zu vielschichtig und zu differenziert, als dass man hier Resolutionen fassen könnte. Der Sinn einer solchen Zusammenkunft ist erfüllt, wenn die Teilnehmer sich ihrer Situation und Verwertung erneut bewusst geworden sind, wenn sie von anderen Gesichtspunkten aus als nur ihrem eigenen Hinweise zu einer möglichen Bewältigung erhalten haben und ihnen damit die Dimensionen des von der Thematik umrissenen Lebensbereichs aufgegangen sind. Wieweit das für jeden Tagungsteilnehmer der Fall war, kann er nur selber entscheiden. Immerhin zeigte die Schussaussprache, dass weitere Zusammenkünfte dieser Art dringend gewünscht werden, wobei freilich ein Problem sehr deutlich wurde: die moderne Sozialarbeit drängt mit Recht auf eine immer stärkere Betonung des beruflichen Wissens und Könnens, was eine immer grössere Spezialisierung nötig macht. Diese Tendenz steht in einer star-

ken Spannung zu einem anderen, in unserer Zeit ebenfalls vorhandenen Bedürfnis nach Hilfe zu «richtigen», verantwortbaren ethischen Entscheidungen. Dass diese im beruflichen Feld nicht ohne und nicht abgesehen von Fachwissen und -können getroffen werden können, ist klar. Wie sehr beides ineinandergreift, zeigt gerade die hier zur Diskussion stehende Tagung.

In welche Richtung die Fragen der Teilnehmer gingen, wurde bereits im einleitenden Podiumgespräch klar, das unter der Leitung von Frl. *Ruth Staehelin,* Dozentin an der Schule für Soziale Arbeit Zürich, stand und Vertreter aus verschiedenen Zweigen der Sozialarbeit gruppierte. Die Formulierung des Tagungsthemas «Entscheidung und Risiko» enthielt eigentlich bereits die Behauptung, dass der Sozialarbeiter tatsächlich Entscheidungen treffen muss. Steht das nicht in einer gewissen Spannung zu einem Grundsatz moderner Methodik, dass nämlich das Selbstbestimmungsrecht des Klienten geschützt werden müsse? In einer wohl abgewogenen ersten Gesprächsrunde wurde festgestellt, dass selbstverständlich berufliche Entscheidungen getroffen und verantwortet werden müssen. Je nach der Funktion der Fürsorgestelle ist das häufiger oder weniger häufig der Fall. So wurde der Unterschied zwischen gesetzlicher (z. B. Vormundschaftsbehörde) und privater Fürsorge stark betont. «Viele Entscheidungen in der privaten Fürsorge wären einfacher, wenn die Vormundschaftsbehörde rechtzeitig eingegriffen hätte.»

Innerhalb der gesetzlichen Massnahme sollte aber ein Maximum an Selbstbestimmung gewährleistet sein, und klar ist, dass jede Entscheidung auf einer differenzierten Diagnose aufbauen sollte. Schon diese zu stellen, ist eine Entscheidung, die ein grosses Risiko in sich schliesst. Darum wurde der Wert einer Teamarbeit hier unterstrichen. Jede Diagnose ist im übrigen ein Prozess. Man hat sie nicht eines Tages fertig, sondern sie muss revidiert und neu gestellt werden. Es ist zu überprüfen, wovon dieser Prozess beeinflusst wird: durch Zeitdruck und Arbeitsbelastung (zu viel Fälle!), durch die Erwartungen der «Gesellschaft» (des Arbeitgebers selbst oder der Beteiligten und ihrer Umwelt), die auf Entscheidung drängt, oder durch die Person des Klienten sowie durch den Sozialarbeiter selbst und durch seine Verfassung. Ist er überhaupt bereit, Risiko auf sich zu nehmen? Es ist klar, dass diese Verantwortung zuzeiten drückt. Er muss sich aber bewusst sein, dass er auch mit seinen Entscheidungen in einem Prozess drinsteht und dass auch getroffene Entscheidungen neu getroffen werden können (Protest aus dem Plenum: in der Vormundschaftsbehörde kann man oft nicht zurück, wenn z. B. ein Entscheid zur Versorgung gefällt ist).

In einer nächsten Gesprächsrunde wurde die Frage auf den Sozialarbeiter gezielt. Wie kommt er zur nötigen inneren Gelassenheit, aus der heraus Entscheidungen möglich sind? Kommt sie etwa daher, dass man die Verantwortung nicht so ernst nimmt? Wird sie dadurch verhindert, dass man in der Tiefe von eigenen ungelösten Problemen gerührt wird? Wenn aber viele schwer tragen an ihrer Verantwortung, ja sich vielleicht sogar ein wenig in sie «verlieben», liegt es daran, dass Leute mit übersteigertem Verantwortungsbewusstsein diesen Beruf wählen? Auf die letzte Frage wurde geantwortet, dass zweifellos die soziale Einzelhilfe mit davon lebt, dass wir Leute mit einer überdurchschnittlichen Sozialverantwortlichkeit haben. Anderseits kann es natürlich sein, dass man Verantwortung übernimmt zur eigenen Befriedigung. Wenn dem Sozialarbeiter klar ist, dass er nicht ideale Zustände schaffen kann, wenn er die eigene Arbeit relativ sieht und die eigene Hilfe und den eigenen Einfluss als kleinen Teil von dem erkennt, was den Klienten sonst begegnet, wird die Verantwortung leichter getragen. Ausserdem müsste auch die andere Seite genügend ins Blickfeld gerückt werden: es ist wirklich befriedigend, überhaupt Entscheidungen treffen zu können. Die Freude an dieser Freiheit ist legitim, und die Empfindung, etwas so durchdacht zu haben, dass es dann zu einer Entscheidung kommt, ist positiv.

Wenn man nun wieder vom Sozialarbeiter absieht, bleibt trotzdem die Frage nach dem einzugehenden Risiko offen: sehr oft hat man zwischen verschiedenen Möglichkeiten zu wählen. Mit der einen nimmt man dieses Risiko auf sich, mit der anderen ein anderes. Gibt es hier Kriterien? Ist das kleinere Risiko immer das bessere? Und wie kann man abmessen, welches das kleinere ist? (z. B. Wahl eines geeigneten Heims oder Verzicht auf Versorgung).

Diese und ähnliche Fragen wurden in vier Arbeitsgruppen anhand von Fallskizzen diskutiert. Dabei zeigte sich die Schwierigkeit, von sehr kurz geschilderten Situationen aus doch mehr oder weniger grundsätzliche Probleme zu diskutieren. Dahinter steht die Frage: ist es überhaupt noch möglich, irgendwelche allgemein gültigen Kriterien und Maßstäbe zu formulieren, oder ist jeder individuelle Fall so spezifisch, dass er ganz für sich erfasst und behandelt werden müsste? Diese weit über den Rahmen der Tagung hinausgehende Problematik konnte natürlich nicht gelöst werden. Die Erkenntnis, dass sehr differenziertes Eingehen auf den Einzelfall nötig ist, gehört unverlierbar zur Methodik neuzeitlicher Sozialarbeit. Das nimmt dem Sozialarbeiter die ethische Entscheidung aber nicht ab, sondern er hat sie gerade in diesem Feld unter Einsatz seines beruflichen Wissens und Könnens persönlich zu treffen und zu verantworten. In den Kirchen aber (Boldern ist ja ein Tagungs- und Studienzentrum im Rahmen der evangelisch-reformierten Landeskirche) wird man gerade von daher lernen müssen, dass Ethik immer mit Situationen zu tun hat und sich nicht im leeren Raum abspielt. Dass trotzdem über die Situation hinausgehende Elemente hineinspielen, schon durch die Person des Sozialarbeiters und die weltanschaulichen Wertmaßstäbe, die er mitbringt, ist klar.

Aus der Vielfalt der Gespräche können hier nur die Fragen wiedergegeben werden, die von den Gruppenleitern formuliert und im Beisein des Hauptreferenten, Dr. Knoepfel, kurz kommentiert wurden:

1. Ist es immer eine Risikoverminderung, ein Kind in seiner Familie zu behalten?
   Die Frage wurde deutlich verneint, es zeigte sich aber im Gespräch, wie sehr hier persönliche Ueberzeugungen eventuell auch gewisse Normen der Gesellschaft bestimmend sind. Die Leitbilder, dass ein Kind unbedingt ganz in die Familie gehöre, sind sehr wirksam. Demgegenüber sind kritische diagnostische Ueberlegungen am Platz.
2. Wieweit wird der Aufwand an Zeit für einen Fall bestimmt durch die Normen und die Verhaltensweise der Institution, die einen anstellt, oder durch

die Kapazität des Fürsorgers? Die Frage könnte auch anders formuliert werden: Wie verhält man sich, wenn eine Spannung ertragen werden muss, weil ein Entscheid Zeit braucht?
Die allgemeine Meinung war, dass die Persönlichkeit des Sozialarbeiters mehr bestimme, dass die Institution aber sicher mitbestimme, denn der Sozialarbeiter ist Vertreter dieser Institution und damit auch Beauftragter der Gesellschaft. Die genaue Einteilung von Zeit und Kraft ist wichtig, ebenso aber auch die Schaffung von echten Ventilen (Besprechen eines Falls in einem geeigneten Kreis).

3. Was kommt in der Sozialarbeit zuerst: das Interesse des Klienten, des einzelnen, oder das Interesse der Gesellschaft?
In den Gruppen lag der Akzent stärker beim einzelnen. Das könnte im Blick auf das Risiko Folgen haben. Diskutiert wurde z. B. die «Polizeifunktion» des Sozialarbeiters in bestimmten Situationen.

4. Die Gesellschaft befürwortet Suizidverhütung um jeden Preis. Muss der Sozialarbeiter das kritiklos übernehmen?
In allen Gruppen wurde dieser Problemkreis eingehend diskutiert, und die allgemeine Antwort lautete: nicht nur im Blick auf Suizidfälle wurde die Wichtigkeit des beruflichen Wissens und Könnens unterstrichen (dieses zu fördern, ist eine der Verantwortungen des Sozialarbeiters). Berufliches Können kann unter Umständen das Risiko vermindern. In einer Gruppe aber wurde die Behauptung aufgestellt: ein grösseres Risiko bringt unter Umständen eine grössere Chance. Daraus ergab sich wiederum die Frage nach der Tragfähigkeit für grösseres Risiko sowie der dringende Wunsch, besser beurteilen zu können, welche Typen wirklich suizidgefährdet sind. Diese Fragen wurden denn auch an den Referenten weitergegeben.

Das Hauptreferat der Tagung trug den Titel: «Mitfühlen und Helfen im Spannungsfeld der Entscheidung». Dr. Knoepfel zeigte in einer sehr eindrücklichen Weise die Parallelen zwischen seinem Beruf und dem des Sozialarbeiters auf. Er setzte mit der Feststellung ein, dass Mitgefühl eine der Voraussetzungen des Helfens ist. Um so wichtiger ist es aber, dass am Anfang der helfenden Beziehung die richtige Distanz eingenommen wird. «Wer helfen will, braucht zu allererst einmal die richtige Distanz, und diese ist meist ferner, als sich der Hilfesuchende wünscht.» Der Hilfesuchende soll erhalten, was er braucht, nicht was er will. «Der Helfer muss hier in Art einer guten Autorität einspringen, muss dem Hilfesuchenden einen Teil der Lebensverantwortung abnehmen und begeht damit einen Angriff auf die Freiheit des Hilfesuchenden. Dieser Angriff soll so klein als möglich sein, nicht grösser als nötig.» Zwei Gefahren drohen in dieser Situation: die autoritäre Hilfe schneidet Entwicklungschancen ab, auf der anderen Seite aber kann man den Klienten auch überfordern. Helfen beginnt also deutlich mit einem Konflikt. «Konflikte müssen gar nicht immer gelöst werden. Ja, viele Konflikte kann man gar nicht lösen. Aber es geschieht auch etwas, wenn man Konflikte erträgt, aushält, erleidet. Man gewinnt ganz langsam an Sicherheit, Ruhe und Gelassenheit, und eines schönen Tages wundert man sich, dass man den früheren Konflikt so ernst nahm. Nicht selten kann man beim Helfen nur noch diese Möglichkeit anbieten, aber nicht mehr die Lösung eines Konfliktes.» «Es liegt im Wesen der fürsorgerischen Beziehung, dass der Helfende meist einen Vorsprung gegenüber dem Hilfesuchenden hat. Das hat zur Folge, dass man dem Helfenden auch einen stärkeren inneren Konflikt zumuten darf als dem Hilfesuchenden.» Für den Helfenden bedeutet das z. B., dass er auch die Angst auf sich nehmen muss, die jede Entscheidung begleitet.

«Spannungen gelassen auszutragen ist eine wichtige Aufgabe jedes Helfenden.» Weil man dieser Spannung aber entgehen möchte, sucht man die verschiedensten Auswege und Sicherungen: kühle Distanz, die die Probleme gar nicht an einen herankommen lässt, ein weltanschauliches Gehäuse, indem man sich verstecken kann, die Flucht in vorschnelles Handeln usw. ». . . es ist heute schon eine Binsenweisheit geworden, dass man durch Verdrängen, Absicherung, Distanzierung nichts gewinnt . . . Wohl können wir unsere Taten, unsere Worte, ja unsere Gedanken kontrollieren, gegen Gefühle können wir nichts tun, so wenig wie wir uns Träume befehlen oder verbieten können. Gefühle sind einfach da. Wir können sie nur annehmen oder abwehren. Wenn wir sie abwehren, verdrängen, dergleichen tun, sie seien nicht vorhanden, dann verzichten wir auf die Realität, lügen uns etwas vor. Aber gerade in einer Notsituation, wenn Hilfe gebraucht wird, können wir uns diesen Realitätsverlust nicht leisten. Meist hat schon der Hilfesuchende zu viele Realitätsverzerrungen, da müssen **wir** die Augen für beide offen halten. Wie wir auch immer darüber nachdenken, wir kommen nicht um unsere Gefühle herum.»

Es fragt sich nun nur, wie man mit diesen Gefühlen umgeht. Sicher ist jedenfalls, «dass die menschliche Verantwortung nicht beim Fühlen, sondern beim Handeln liegt». Das Handeln des Helfenden darf aber nicht einfach von seinen unkontrollierten Gefühlen bestimmt sein, auch nicht davon, dass er der Spannung entgehen will.

In einem letzten Teil seines Referats gab Dr. Knoepfel einige Hinweise, wie eine solche Spannung besser auszuhalten ist. Eine erste Hilfe ist es, wenn man sich ganz konkret fragt, «wie es das Gegenüber macht, um ein bestimmtes heftiges Gefühl in uns zu aktivieren». Wenn man sozusagen seine Technik studiert und so seine eigenen Gefühle kontrolliert, wird man frei zum Aushalten der Spannung. «Erleben der Spannungen hilft gelassener werden.» «Im Erleben von Gefühlen geschieht etwas mit uns, wir werden ruhiger und gelassener. Sichern wir uns gegen unsere Gefühle, so sichern wir uns auch gegen diese Entfaltung, die wir doch so dringend nötig haben.» Eine solche Haltung sich selber gegenüber ist aber nur dann möglich, wenn man die eigene Person ernstnimmt, ja sich selber liebt. Dr. Knoepfel formulierte: «Ich wage zu vermuten, dass in Fürsorge und Psychotherapie Nächstenliebe und Selbstliebe das gleiche sind, dass nur ein Scheinkonflikt entstehen kann, wenn die Situation nicht klar ist. Was hilft es meinem Patienten, wenn er mich fressen darf, und was hilft es mir, wenn ich mich distanziere, um nicht gefressen zu werden? Wir müssen den Ort finden, an dem er und

(Schluss auf Seite 220)

Schluss von Seite 217

Entscheidung und Risiko

ich gedeihen können, wo beide das erhalten, was sie brauchen . . . Uebereifrige Selbstaufgabe wie auch ängstliche Distanzierung helfen weder dem Hilfesuchenden noch können sie den Helfenden befriedigen. Vermeidet man aber Ueberidentifikation wie Distanz, setzt man sich der Situation und seinen Gefühlen aus, versucht man sie bedacht zu verarbeiten, so kann man am besten helfen und erlebt auch noch die eigene Entfaltung in dieser fürsorgerischen Selbstbegegnung. Kann es etwas Schöneres geben als Mitmenschen zu helfen und dabei sich selbst zu entfalten? Auch wenn die Praxis nicht immer so ideal ist; das ist der innere Gehalt Ihres Berufes.»

Ein grosses Gewicht mass der Referent dem Erfahrungsaustausch in verschiedenen Formen bei. «Wer in keiner Gruppe mit gleichgesinnten Kollegen Anschluss findet, sich nirgends vertraut aussprechen kann, läuft Gefahr, einem Autismus zu verfallen, nur noch seine eigenen Wege zu sehen. Ich glaube, für die Sozialarbeit gilt das gleiche. Man kann nun solche Gruppen rein fachlich führen, vor allem Erfahrungen austauschen. Kommt so eine Gruppe aber regelmässig zusammen, werden die Mitglieder vertrauter, so wird die Gruppe mehr und mehr geeignet sein, auch emotionalen Halt zu geben, Mut zu machen, freundschaftlich zu diskutieren.»

Wurden durch dieses Referat Erkenntnisse der Tiefenpsychologie nutzbar gemacht für die Gestaltung der helfenden Beziehung, so brachte die am Schluss der Tagung stehende Bibelarbeit über 1. Korinther 13, unter Leitung von Frau *Dr. Else Kähler*, Boldern/Zürich, den Erweis, dass auch die Theologie ein Gesprächspartner ist. Es ist immer ein Wagnis, einen Bibeltext, und noch dazu einen so bekannten, zur Diskussion zu stellen. Viele Missverständnisse und Vorurteile belasten ein solches Gespräch schon im voraus, vor allem die Erwartung, dass von der Bibel her eine letzte, endgültige Klärung möglich sei, oder die nicht verarbeitete Enttäuschung darüber, dass das eben nicht gelungen ist. Wenn Paulus in jenem berühmten Kapitel die Gemeinde in Korinth auf die Liebe als den besten Weg hinweist, dann hat er eine bestimmte Front vor Augen. Die Adressaten seines Briefes waren von einer schwärmerischen Ueberschätzung des Geistes und der religiösen Ergriffenheit bedroht, aus der heraus sie den konkreten Mitmenschen leicht übersahen. Demgegenüber betont der Apostel die Liebe als konkretes Tun. Was ist diese Liebe im einzelnen? Sicher nicht Gefühl, sondern Grundhaltung dem Mitmenschen gegenüber, verantwortliches, sachgemässes Handeln. Sie ist nicht machbar, sie hat Gottes Handeln zur Voraussetzung. Auf die aus dem Teilnehmerkreis aufspringende Frage: Wie würde Paulus heute formulieren? Und die reflektierende Rückfrage: Sind wir überhaupt frei, uns das auszudenken? ergab sich ebenfalls aus der Gruppe heraus die Formuliernug, mit der diese Berichterstattung abgeschlossen werden soll: «Wer sich engagiert in mitmenschlicher Beziehung zueinander, der darf wissen, dass er in Gottes Richtung arbeitet.»

Marga Bührig

Ein neues Heim in Mauren

(Korr.) Im Jahre 1895 ist in Mauren bei Weinfelden, am Fusse des Ottenberges, in einem Gebäude, das vorher als Stickereifabrik diente, eine Anstalt für schwachbegabte Kinder eingerichtet worden. Vor ungefähr acht Jahren liess die von Dr. F. Sallenbach, Romanshorn, präsidierte Aufsichtskommission das Haus innen und aussen renovieren. Da indessen für die im Erziehungsheim wohnenden 42 Buben und Mädchen sowie für die Heimeltern, die Lehrkräfte und das Personal das Bedürfnis nach mehr Raum immer dringender wurde, entschloss man sich zu einem Neubau. Dieser ist nun in direkter Verbindung mit dem Altbau dieser Tage fertig erstellt worden und erlaubt die Einführung des zeitgemässen Familiensystems, das heisst, die Kinder werden inskünftig nicht mehr in grossen Schlafsälen und unzureichenden Tagräumen, sondern als vier für sich abgeschlossene Familien mit je einer Gruppenleiterin in freundlichen, hellen Wohn- und in Dreier- und Zweierzimmern leben. Dem Schulbetrieb dienen vier südorientierte Klassenzimmer für je 16 Schüler, der Bewegungsschulung und der Rhythmik, die zum Wertvollsten in der Schulung geistesschwacher Kinder gehören, eine Gymnastikhalle samt Bühne.

Grundsätzlich wurde mit dieser ersten Bauetappe eine betriebliche klare Trennung zwischen dem im Neubau untergebrachten Heim für die Kinder mit den dazugehörenden Schulräumen einerseits und den im Altbau verbleibenden Wirtschafts- und Personalräumen sowie der Heimleiterwohnung anderseits erreicht. Deren notwendige Sanierung wird einer zweiten Bauetappe vorbehalten sein. Die vornehmste Aufgabe der Architekten Scherrer und Hartung in Kreuzlingen bestand im übrigen darin, den Kindern die wohl kaum erreichbare Geborgenheit des Elternhauses zu ersetzen. Demzufolge wurde in der äusseren wie der inneren Gestaltung des als Atriumhaus konzipierten Heims alles vermieden, was mit der hergebrachten Empfindung hinsichtlich Anstalt oder gar Wohnkaserne in Zusammenhang steht. Selbst mit der Farbgebung wurde in Zusammenarbeit mit dem Heimpsychologen, Prof. Dr. Kuhn, Münsterlingen, versucht, eine ruhige und farblich doch akzentuierte Wirkung zu erreichen und damit die Kinder, wenngleich unbewusst, zu fördern. Anderseits soll der künstlerische Schmuck in Form wertvoller, zum Teil geschenkter Lithographien und Handätzungen der Kunstmaler Max Hunziker und Fritz Hug, Zürich, die bildende Phantasie der Kinder anregen.

Der Neubau, der auf rund 1,7 Millionen Franken zu stehen kommt, wurde aus Mitteln des Heims und mit namhafter finanzieller Mithilfe der eidgenössischen Invildenversicherung, des Kantons Thurgau, der schweizerischen «Pro Infirmis», der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Thurgau, der die Institution gehört, und des Thurgauischen Gemeinnützigen Frauenvereins finanziert. Für den Rest der Mittel gewährte die Thurgauische Kantonalbank einen Baukredit. Einen ganz wesentlichen Anteil an der Planung des schönen und nach modernen pädagogischen Grundsätzen und Erkenntnissen erstellten Heims haben die Hauseltern *Bär*, die dem Heim weit über die Kantonsgrenzen hinaus zu einem ausgezeichneten Ruf verholfen haben.